

## "Wissen Sie, wir sind Stallhasen": Eine rekonstruktive Biographieanalyse der Pianistin Krause - Zu einer sozialisationstheoretischen Perspektive auf die Deutsche Demokratische Republik (DDR)

Zizek, Boris

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Zizek, B. (2018). "Wissen Sie, wir sind Stallhasen": Eine rekonstruktive Biographieanalyse der Pianistin Krause - Zu einer sozialisationstheoretischen Perspektive auf die Deutsche Demokratische Republik (DDR). In D. Garz, U. Nagel, & A. Wildhagen (Hrsg.), *Biographische Erfahrungen im Sozialismus: Analysen des Lebens im 'so anderen Land' der DDR* (S. 243-264). Opladen: Verlag Barbara Budrich. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-69468-6>

### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

### Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

# „Wissen Sie, wir sind Stallhasen“. Eine rekonstruktive Biographieanalyse der Pianistin Krause – Zu einer sozialisationstheoretischen Perspektive auf die Deutsche Demokratische Republik (DDR)

Boris Zizek

## 1 Einleitung

Zentrales Ziel des folgenden Beitrags ist es erstens, die Charakteristik der Biographie eines Falles zu rekonstruieren, für den spezifisch ist, dass die Protagonistin in der DDR aufgewachsen ist und die Wende erlebt hat. Dieses *Fallportrait* wird zweitens mit Blick auf eine spezifische theoretische Perspektive hin entfaltet. Es dient der ersten Grundlegung einer in Vorbereitung befindlichen Untersuchung zur *Sozialisation und Entwicklung in der DDR*, die in einer späteren Veröffentlichung der Study Group erscheinen soll und in welcher weitere Fälle mit einbezogen werden. Somit wird im Folgenden auf Grundlage des Fallportraits der Pianistin Krause eine sozialisationstheoretische Perspektive eingerichtet.

## 2 Sequenzanalyse des Interviewbeginns mit Frau Krause<sup>1</sup>

*naja*

Das Transkript des Interviews beginnt mit einer skeptischen Äußerung seitens Frau Krause, die in der Folge weiter ausgeführt („na ja, ob die Berechnungen

1 Aus Darstellungsgründen wird mit einem fiktiven Namen auf die Interviewee referiert, wodurch von Beginn an das Geschlecht offengelegt und auch hinsichtlich des Alters klar ist, dass es sich um eine Erwachsene handelt. Frau Krause wird auch von Beginn an als Interviewee thematisiert. Die explorative Sequenzanalyse im Vorfeld der Ausarbeitung des vorliegenden Aufsatzes wurde zunächst ohne diese Informationen durchgeführt.

stimmen ..., na ja, ich seh das ein wenig anders...) oder aber auch im Sinne einer bloßen skeptischen Markierung so stehen gelassen werden kann.

*also*

Die Skepsis scheint weiter ausgeführt zu werden, wobei mit dem Adverb „also“ eine resümierende, zusammenfassende, schlussfolgernde Äußerung eingeleitet wird („also, ich denke, man kann sagen, dass ...“). Zu erwarten ist, dass jetzt etwas *to the point* gesagt wird.

*es ist ja so*

Die eingeleitete skeptische Äußerung wird nun aufgebaut bzw. fundiert, indem eine ihrer Prämissen als ein Sachverhalt eingeführt wird, der außer Frage steht (Paraphrase: „... wie auch Ihnen sicherlich bekannt ist...“). Eine vorsichtiger Untermauerung der Skepsis hätte etwa mit der Wendung „soweit ich weiß“ zur Verfügung gestanden.

Man kann hier bereits festhalten, dass Frau Krause hier *selbstbewusst auftritt*. Erstens ist sie nicht um die Äußerung von Skepsis verlegen und zweitens belegt sie diese, ohne dabei ins Zweifeln zu geraten.

Die Annahme, die hier von Frau Krause als zweifelsfrei gültig eingeführt wird, kann sich natürlich als objektiv unzutreffend herausstellen. Doch um Skepsis überhaupt kommunikativ realisieren zu können, muss man zunächst einmal auf die eigenen Annahmen bauen. Man kann also sagen, dass Frau Krause Skepsis durchhält bzw. ausführt. Die Skepsis bleibt nicht etwa in bloßer skeptischer Markierung unproduktiv stecken („na ja... ach nichts“) oder schreckt vor ihren eigenen Konsequenzen zurück. Daher könnte man von *gelebter Skepsis* sprechen. Diese ist die Voraussetzung von produktivem Streit, insofern sie eine argumentative Entgegnung einfordert.

*man kann eine Lebensgeschichte erzählen*

Es kann hier um die Erzählbarkeit von Lebensgeschichten überhaupt gehen („man kann eine Lebensgeschichte erzählen, ich glaube nicht, dass das unmöglich ist...“) oder um die Art und Weise, wie sie erzählt werden kann („man kann eine Lebensgeschichte erzählen und dabei eigentlich nichts von sich erzählen...“).

Durch die Wahl des unpersönlichen, verallgemeinernden „man“ und des unbestimmten und dadurch ebenfalls verallgemeinernden unbestimmten Artikels „ein“ wird der Aussage der Charakter von Allgemeingültigkeit verliehen. Damit knüpft die Äußerung an den Charakter der vorangegangenen Sequenz an, in der die fraglose Gültigkeit dieser Aussage behauptet wurde.

*... und die/ Jahreszahlen nacheinander*

Die zweite, oben entwickelte Lesart trifft hier zu, es geht um die Unterscheidung möglicher Modi des Erzählens einer Lebensgeschichte. Hier wird ein

Erzählmodus thematisiert, bei dem der Erzähler sich an den Jahreszahlen im Sinne einer ordnenden Chronologie orientiert („nacheinander“) und sie scheinbar mehr *abarbeitet* als sich auf die Schilderung der Aneignung des Erlebten einzulassen. Man könnte diesen Erzählmodus hier in aller Vorläufigkeit als lebenslaufbezogenen von einem erlebnisorientierten Modus des Erzählens unterscheiden.

*was da war*

Die Lesart bestätigt sich weiter. Wesentlich für den lebenslaufbezogenen Erzählmodus ist der Interviewee zufolge, dass man gedanklich mit der Jahreszahl als einer chronologischen Ordnungskategorie beginnt und jene dann mit Ereignissen auffüllt. Für den erlebnisorientierten Erzählmodus hingegen wäre charakteristisch, dass man sich auf die Schilderung der ursprünglichen Aneignung einlässt und sich dabei tendenziell gedanklich gleichsam erneut in die zu schildernde Situation hineinbegibt.

Frau Krause unterscheidet also von sich aus zwei Modi des Erzählens und bringt damit auch zum Ausdruck, dass ihr eine gleichsam defizitäre Weise lebensgeschichtlichen Erzählens reflexiv bewusst ist. Von dieser unpersönlichen, mehr angepasst-präsentationslogischen Weise des Erzählens scheint sie sich in ihrer Position als Interviewee abgrenzen zu wollen. Damit ist die Haltung des Interviewers, der ja die Form des in der Eröffnung befindlichen Interviews festzulegen hat, zu diesen Modi möglichen lebensgeschichtlichen Erzählens angesprochen.

*oder man kann auch persönlich*

Was oben als erlebnisorientierter Erzählmodus bezeichnet wurde, scheint Frau Krause hier als persönliches Erzählen zu thematisieren. Persönlich ist ein Erzählen, wenn darin geschildert wird, wie man die Dinge erlebt, was sie *mit einem gemacht* haben. Frau Krause bleibt weiterhin beim verallgemeinernden „man“. Es entsteht der Eindruck, dass sie sich mit diesem Thema bereits reflexiv auseinandergesetzt hat.

*/eh/ Dinge mit/ einflechten, ja?*

Sie erläutert persönliches Erzählen nun als Erweiterung, bei der man sich zwar auch an den Jahreszahlen als einer ordnenden Struktur orientiert, aber immer wieder auch Persönliches mit einfließen lässt.

*ja*

Mit diesem fragenden „ja“ wird vergleichbar mit einem „oder“ oder „nicht“ die Haltung des Gegenübers, Widerspruch oder Zustimmung, erfragt.

Falls es sich hier nicht um eine rein sachbezogene allgemeine Erörterung der Unterschiede von Erzählmodi handelt, scheint Frau Krause auf der Grund-

lage dieser Differenzierung, eine Klärung bezüglich des für ihre eigene bevorstehende Schilderung ihres Lebens erwünschten Erzählmodus anzustreben.

Vergleicht man die Nachfragepartikel „oder“ und „nicht“, dann scheint in dieser Reihenfolge ein abnehmender Grad an Irritationsbereitschaft kommuniziert zu werden. Mit „Das ist doch Gleis 2, oder?“ etwa möchte man möglichst schnell einen Widerspruch mitgeteilt bekommen, um etwa einen Wechsel des Bahnsteigs noch rechtzeitig vornehmen zu können. Mit dem Nachfragepartikel „oder“ öffnet man sich dem Widerspruch maximal, fordert ihn regelrecht heraus. Das „oder“ eignet sich in diesem Sinne etwa auch dazu, die eigene Position infrage zu stellen (... , oder, ich bin mir selbst nicht mehr ganz sicher“). Es bietet sich außerdem dazu an, eine Diskussion anzuregen bzw. zu provozieren („Adorno kann uns doch heute nichts mehr sagen, oder?“), insofern die Nichtreaktion bzw. das Ausbleiben eines Widerspruchs bei einem „oder“ im Vergleich etwa zum „nicht“ oder auch dem „ne“ eine größere Zustimmung bedeutet.

Beim „nicht“ ist also diese Zustimmung durch Nichtreaktion weniger groß und es *zielt auf Zustimmung* durch das Gegenüber. Es eignet sich daher auch als höfliche, mehr floskelhafte, fortlaufende Bekundung des Interesses an der Haltung des Gegenübers. Das herausfordernde „oder“ hingegen ist für diesen Zweck zu wenig beiläufig.

Das „ja“, das Frau Krause hier wählt, scheint als rückfragendes Partikel einerseits ähnlich dem „oder“ weniger beiläufig, sondern auf eine explizite Stellungnahme zu zielen, auf der anderen Seite zielt es weniger auf eine diskursive Vertiefung, sondern mehr auf eine *vereindeutigende Antwort*. Daher fällt es auch schwerer zu widersprechen. Man könnte das „ja?“ also etwa durch „ist das so/ist das richtig?“ ersetzen. Dadurch wird das Gegenüber erhöht, gleichsam zum Experten auf dem betreffenden Gebiet gemacht.

## Zwischenbetrachtung

Frau Krause positioniert sich skeptisch und führt diese Skepsis auch aus, wobei sie ihre Prämissen sehr selbstbewusst als fraglose Tatsachen kommuniziert. Dieses Zusammenspiel von skeptischer Markierung und selbstbewusster Ausföhrung dieser wurde als *gelebte Skepsis* charakterisiert.

Ihre Ausföhrung versieht Frau Krause durchgehend mit dem Anspruch auf Verallgemeinerbarkeit. Im Grunde entfaltet sie ein eigenes theoretisches Modell, bei dessen Entfaltung man den Eindruck hat, dass sie sich damit bereits auseinandergesetzt hat.

Auffällig sind die gegensätzlichen Tendenzen in der bisher betrachteten Äußerung. In ihr liegt eine Asymmetrie-Umkehr vor, bei der sich Frau Krause, die sich anfangs sehr selbstbewusst und bestimmt äußert, in der abschließenden

gleichsam *schülerhaften* Rückversicherung („ja? Ist das so?“) plötzlich zurücknimmt und das Gegenüber kehrseitig erhöht. Ihm wird die eigentliche Autorität in der Beurteilung der Sache zugeschrieben.

In jedem Fall wird das Gegenüber durch die Logik dieser Äußerung unter Druck gesetzt, insofern ihm erstens unterstellt wird, dass es ungleich mehr und Fundierteres zu dem angesprochenen Thema zu sagen hat und zweitens wird es zu einer eindeutigen Stellungnahme aufgefordert, die es sich aus unterschiedlichen Gründen vielleicht gar nicht zutraut.

Versucht man vor diesem Hintergrund mögliche Formen des Umgangs mit dieser Äußerung Frau Krauses zu unterscheiden, dann bieten sich die folgenden drei Typen an. Die Autoritätszuschreibung könnte in einer ersten Variante als *selbstverständlich angemessen* angenommen werden. Für diese Haltung könnte charakteristisch sein, dass man sich nicht infrage stellt. In einer zweiten Variante könnte sich das Gegenüber durch die überraschende Autoritätszuschreibung aus besagten Gründen verunsichern lassen. In einer dritten Variante könnte das Gegenüber etwa die vorausgegangene Differenzierungsleistung Frau Krauses anerkennen, weil es sich selbst auf eine sachbegründete Autorität stützen kann.

Die Autorität des Gegenübers wird hier also scheinbar einem Belastungstest unterzogen. Frau Krause führt implizit eine *Authentizitätsprüfung der Autorität des Gegenübers* durch. Der Umgang mit Frau Krauses Äußerung hängt von der persönlich- und/oder sachhaltigkeitsbedingten Souveränität oder der Unflexibilität infolge etwa von Eitelkeit oder/und Machtbedürfnis ab.

Die Analyse der darauffolgenden längeren Äußerung des Interviewers muss aus Zeitgründen stark abgekürzt wiedergegeben werden. Der Interviewer bestätigt die Einschätzung von Frau Krause und hebt die Relevanz des privaten Bereichs des Lebens für das mit dem Interview anvisierte Verständnis hervor, wie Frau Krause „zur Musik gekommen“ sei. Es werden die zentralen Aspekte des *narrativen Interviews* vergegenwärtigt und entsprechend auch Anonymität zugesichert. Es fällt auf, dass der Interviewer Frau Krauses Nachfragestil („ja?“) im Zuge seiner Erläuterung *übernimmt*, sich ihrer Äußerungsweise also gleichsam anschmiegt.

*N: Okay, gut.*

Mit „okay“ wird immer eine pragmatische, Kompromisse in Kauf nehmende Zustimmung kommuniziert. Diese scheint sich hier auf die vom Interviewer konkretisierte Erzählaufforderung zu beziehen. Mit „gut“ wird diese Zustimmung dann nochmals abgesegnet. Die Erwartungen des Interviewers sind damit akzeptiert.

*Ja, dann fange ich an!*

Das „dann“ bezieht sich vor dem Hintergrund der erfolgten Zustimmung modal auf die Tatsache der Klärung selbst („ja, wenn das jetzt geklärt ist, dann ...). Damit akzentuiert Frau Krause, dass sie sich unter der Bedingung der erfolgten Prüfung der Umstände und Bedingungen auf die in Eröffnung befindliche autobiographische Erzählung einzulassen bereit ist. Das impliziert, dass sie sich nicht etwa aufgrund von Druck oder Überrumpelung zu einer privaten Erzählung bewegen lassen würde.

*mit dem Anfang ((lacht))*

Diese Bemerkung benennt nun zunächst scheinbar redundant eine Selbstverständlichkeit, denn man fängt doch schließlich immer mit dem Anfang an. Auf den zweiten Blick wird aber auch deutlich, dass die Frage, was denn der Anfang von etwas ist, meist nicht so einfach zu beantworten ist. Fängt etwa die eigene Geschichte mit der eigenen Geburt an oder ist sie nicht schon vor der Geburt angebahnt, beginnt sie nicht schon mit der der Eltern oder reicht gar noch weiter zurück. Insofern beginnt diese ergänzende Bemerkung zwischen einer bloß redundanten Ergänzung und einer sehr bedeutungsschweren Bemerkung zu oszillieren. Das Lachen macht nun deutlich, dass der Frau Krause weder sagen will „klar fange ich mit dem Anfang an“, also die damit verbundene Schwierigkeit verkennt, noch der Meinung ist, den *wirklichen Anfang* zu kennen. Auf diese Weise wird einerseits ein Problembewusstsein zur Frage des Beginnens zum Ausdruck gebracht, andererseits ein humorvolles Verhältnis zur eigenen Imperfektibilität eigenommen, insofern man das Unvermögen, mit dem wirklichen Anfang beginnen zu können, benannt, daran aber auch nicht verzweifelt, sondern es zu integrieren vermag.

*Mit/mit meiner Geburt*

Die Geburt als initiale Zäsurierung der eigenen Lebensgeschichte wird erst in der Moderne zu einer autobiographischen Erzählroutine, schon weil eine genaue zeitliche Verortung der eigenen Geburt erst dem *Menschen der Moderne* zur Verfügung steht. Mit dieser Zäsurierung wird das individuelle Leben gegenüber der Einbettung in die vorgängige Geschichte akzentuiert. Es wird auf diese Weise einerseits als Gegenstand eigenständiger Gestaltung akzentuiert, auf der anderen Seite aber werden unweigerlich die vorläufigen, einbettenden Prozesse, die faktisch weiterhin in die eigene Geschichte hineinwirken, der Tendenz nach ausgeblendet.

*beispielsweise. ((+spricht ab hier langsamer und bedächtig))*

Die Geburt wird hier nun als eine von mehreren Möglichkeiten des Anfangs markiert. Damit bestätigt sich die Vermutung, dass ein Problembewusstsein bezüglich der Frage des Beginnens vorliegt. Mit „beispielsweise“ erfährt die eigene Geburt als Eröffnungsvariante sogar eine starke Relativierung. Damit

wird auch die oben thematisierte Akzentuierung der eigenen Geschichte gegenüber einem vorgängigen, übergreifenden Prozess herabgesetzt. Frau Krause nimmt sich als Trägerin einer bedeutungsvollen Lebensgeschichte zurück. Mit dieser *bescheidenen Eröffnung* wird die Umwelt aufgewertet. Durch diese Selbstzurücknahme kommt erneut ein Problembewusstsein zum Ausdruck, das sich hier um die Frage der Gewichtung der eigenen Rolle in umfassenderen, vorgängigen und fortlaufenden geschichtlichen Prozessen dreht. Zu der Einschätzung passt die Protokollnotiz, dass Frau Krause nun „langsamer und bedächtig“ spricht.

*/Eh/ 35 ist eine gawa/eine ganze Weile her.*

Mit „35“ scheint hier eine temporale Verortung der Geburt zu erfolgen. Durch die Tilgung des Jahrhunderts findet eine Entdramatisierung statt. Mit

1935 würde man die zeitliche Verortung viel mehr aufladen. Ein zweiter Aspekt des vorliegenden Verortungsmodus scheint, dass eine besondere gemeinsame Vertrautheit mit der mit dieser Jahreszahl verbundenen Zeit vorausgesetzt wird: *35, das war ja die Zeit X*. Ähnlich könnte man etwa sagen, ich bin 68 geboren. Mit „1968“ würde man nicht auf die *bekannt* Implikationen dieser Jahreszahl anspielen. Frau Krause geht also davon aus, dass auch der Interviewer mit dieser Jahreszahl sofort etwas zu verbinden in der Lage ist. Es stellt sich vor diesem Hintergrund die Frage, ob in diesem Kontext durch eine neutrale, *objektivere* Benennung (also durch 1935) nicht sogar eine erklärungsbedürftige Distanzierung stattfinden würde.

Frau Krause ist in die NS-Zeit hineingeboren worden. Sie hat also selbst nicht durch die Wahlen 1933 zur Etablierung der NS-Herrschaft beigetragen. Sie hat ihre gesamte Kindheit und den Beginn der Jugend in dieser unheilvollen Epoche Deutschlands verlebt.

Zum Zeitpunkt des Interviews ist Frau Krause 77 Jahre alt. Dass sie mittlerweile auf ein langes Leben zurückblickt und entsprechend viele Ereignisse und zeitgeistige Epochen durchlebt hat und Erfahrungen sammeln konnte, hebt sie aber keineswegs hervor, vielmehr spielt sie es mit „ist eine gawa/eine ganze Weile her“ herunter. Mit dieser Formulierung schürt sie zunächst sogar eher Zweifel, ob sie sich an alles wird erinnern können, weil es ja *schon so lange her* ist. Und außerdem wird damit die Zeit selbst, an die sie sich scheinbar nicht so oft zu erinnern scheint, die sie vielmehr *hinter sich gelassen* hat, in ihrer Bedeutung herabgesetzt.

*/Eh/ ich bin/ in einem Haushalt oder in einer Umgebung groß geworden, ...*

Frau Krause erwähnt nun ihre primäre sozialisatorische Einbettung und erweitert dabei den Fokus von „Haushalt“ auf „Umgebung“. Die folgende Bestimmung scheint also auch auf einen größeren Kreis zuzutreffen. Bezogen auf ein Kontinuum von Umgebungs- und Selbstzentrierung bewegt sich Frau Krause



in der Rekonstruktion ihrer Sozialisation zunächst eindeutig in der Nähe des Umgebungs-Pol.

*die/ im Nachhinein für mich/ ein Glücksfall war, glaube ich.*

Sie bewertet ihren primären sozialisatorischen Kontext sehr positiv, wobei sie diesen als „für mich /ein Glücksfall“ bezeichnet, also eine positive Passung zu ihrem spezifischen Charakter zu erkennen glaubt. Sie scheint sich als schon immer auf eine noch zu bestimmende Weise *anders oder besonders* einzuschätzen. In einer anderen Umgebung hätte sie es, so der implizite Umkehrschluss ihrer Einschätzung, damit schwerer gehabt. Abschließend kennzeichnet sie dies aber noch als subjektive Einschätzung („glaube ich“).

*.../Eh/...die Großeltern haben eine große Rolle gespielt, mütterlicherseits.*

Frau Krause hebt eine weitere sozialisatorische Besonderheit hervor, die Großeltern mütterlicherseits haben eine große Rolle gespielt, womit sie wohl deren große Bedeutung für sich selbst meint. Und diese Besonderheit scheint Teil jenes „Glücksfall“ zu sein. Durch diese hohe Aufwertung treten die Großeltern unweigerlich in Konkurrenz zu den Eltern, die noch nicht erwähnt wurden. Es entsteht die Frage, inwieweit diese vielleicht substituiert werden mussten.

*War Handwerker/, mein//der Großvater, den wir Vater nannten, ...*

Diese Konkurrenz zu den Eltern spitzt sich hier sehr deutlich in dem außergewöhnlichen Umstand zu, dass der Großvater „Vater“ genannt wurde.

Der Großvater war Handwerker, womit man gegebenenfalls Bodenständigkeit und eine solide Ausbildung assoziieren könnte. Gelegentlich ist auch eine Nähe zum Künstlerischen gegeben, wobei das Handwerkliche für das künstlerische Handeln eine wesentliche Voraussetzung bildet.

*Vater und Mutter, /eh/ der war Tischler und hatte eine Werkstatt im Haus, in dem ich geboren wurde.*

Die Großmutter wurde komplementär Mutter gerufen. Die Substitution bzw. Degradierung der Eltern betrifft sie als Paar und bezieht sich nicht etwa nur auf einen Elternteil.

Das Handwerk des Großvaters wird spezifiziert, er war Tischler. Und als solcher hatte er eine Werkstatt im Haus. Diese Vereinigung von Arbeit und privatem Leben erwecket den Eindruck einer gewissen ganzheitlichen Geschlossenheit der Lebenswelt, die im positiven Fall Geborgenheit und Einblick in die Arbeitswelt des Großvaters bedeutete. Der Großvater schien also sehr präsent gewesen zu sein und Frau Krause konnte einen lebendigen Eindruck seiner Werkstätigkeit gewinnen.

*Das war ein/ ein altes Haus in einer kleinen Stadt, Wünschendorf bei Gera. ((räuspert sich))*

*Ein Hühnerhof hinten...*

Es werden weitere Merkmale einer relativ geschlossenen Lebenswelt genannt. Das Haus war alt und also schon lange bewohnt und vielleicht auch innerhalb der Familie vererbt worden. Vor allem auch durch die nicht notwendige Spezifizierung des Alters wird hier ein Akzent auf Tradition gelegt. Weiter wird erwähnt, dass es sich um eine kleine Stadt gehandelt hat. Und der „Hühnerhof“ hinter dem Haus rundet das idyllische Bild ab. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass es Frau Krauses Schilderung folgend eine starke, stabile lokale Zentrierung der Familie gegeben hat und dass diese auch in der Umgebung keine wesentlichen Irritationen erfahren hat. Vielmehr wird ein idyllisches Bild des primären Erfahrungs- und Sozialisationsraumes gezeichnet.

*und /eh/ als Erinnerung habe ich eine/ wunderbare, glückliche Kindheit.*

Gleich einem Fazit aus diesem als relativ geschlossen und geborgen geschilderten primären Erfahrungs- und Sozialisationsraum beurteilt Frau Krause ihre Kindheit als wunderbar und glücklich.

### 3 Durchgang durch das gesamte Interview ausgehend von der Sequenzanalyse

Die Sequenzanalyse hatte zwei Äußerungssequenzen Frau Krauses aus dem Interviewbeginn zum Gegenstand. Nachdem Frau Krause in der ersten Sequenz zunächst selbstsicher die Situation klärt, rahmt sie die Eröffnung der eigentlichen autobiographischen Erzählung mit einem konditionalen „dann“ als auf eine Prüfung folgend. In der Folge zeigt sie, wie es sich in ihrer ersten Äußerungssequenz schon andeutet, auf der einen Seite einen hoch reflexiven Umgang mit dem Gegenstand geschichtlicher Darstellung. Es bestätigt sich, dass sie bezüglich der Frage des Beginnens geschichtlicher Schilderungen ein Problembewusstsein hat. Auf der anderen Seite gesellt sich nun aber auch ein flexibler, humorvoller Umgang mit der eigenen Imperfektibilität dazu.

Im Kontrast zu ihrer ersten Äußerung ist sie in der Folge außerdem weniger *antagonistisch*. Dies könnte darauf zurückgeführt werden, dass sie nach der Prüfung des Interaktionsverhältnisses und aufgrund der souveränen, ergänzenden Ausführung seitens des Interviewers Vertrauen aufgebaut hat. Sie entwickelt ihre Schilderung nun langsam, bedächtig und entdramatisierend, und realisiert eine vertrauliche dialogische Situation, wobei sie immer wieder die Bedeutung ihrer Person vor dem Hintergrund des fortlaufenden Geschichtsprozesses herabsetzt und ihre Einschätzungen als subjektiv kennzeichnet. Das setzt sich in der inhaltlichen Schilderung fort. In einem Kontinuum von Umfeld- und Selbstzentrierung in der Rekonstruktion der eigenen Sozialisation ist Frau Krauses Schilderung vor diesem Hintergrund also eindeutig auf der Seite

der Akzentuierung des Umfeldes zu verorten. Frau Krause weiß sich einerseits abzugrenzen, Autoritäten werden von ihr nicht selbstverständlich anerkannt, vielmehr unterzieht sie sie einer Authentizitätsprüfung. Auf der anderen Seite vermag sie sich aber nach erfolgter Prüfung der Situation auf der Grundlage eines hoch reflexiven Problembewusstseins und eines humorvollen Verhältnisses zur eigenen Imperfektibilität auf eine vertrauliche Vertiefung in einen Sachverhalt einzulassen, wobei sie dann durch entdramatisierende Relativierung der eignen Person und möglicher starrer Perspektiven eine große geistige Flexibilität zeigt.

Ihren primären Erfahrungs- und Sozialisationsraum schildert sie durchweg positiv. Indem sie ihn als „Glücksfall“ bezeichnet, definiert sie sich selbst komplementär als einen besonderen Charakter, der auf eine für ihn günstige Sozialisationsumgebung getroffen ist. Darin äußert sich auf der einen Seite ein *gesundes* Selbstbewusstsein, auf der anderen aber auch eine Dankbarkeit hinsichtlich der guten Gedeihensbedingungen.

Eine weitere Besonderheit ihrer primären Sozialisation ist die Präsenz und Bedeutung ihrer Großeltern, die bis in die konkrete Anrede hinein die Elternposition einnahmen. Hier stellt sich die Frage, inwieweit diese Konstellation das intensive Durchleben einer ödipalen Triade mit ihren elementaren sozialen Konflikten ermöglichen konnte und was die Gründe für eine solche Substitution der Eltern gewesen sein mögen.

Frau Krause benennt eine weitere Besonderheit ihres primären Sozialisationsraumes. Sie zeichnet gleichsam in wenigen Zügen eine vor allem durch die Großeltern realisierte relativ geschlossene Lebenswelt, die Geborgenheit und eine ganzheitliche, nicht entfremdete, intensive Erfahrung einer Privat- und Arbeitswelt ermöglicht hat. Dieses von ihr auch so empfundene *Sozialisationsidyll* war durch eine kleine Stadt gerahmt und mit der Erwähnung des Hühnerhofs hinter dem Haus wird das Bild abgerundet.

Frau Krause skizziert also sehr verdichtet einen Erfahrung und Geborgenheit gewährleistenden sozialisatorischen Kontext, der die Genese der ausgeprägt selbstsicheren Haltung Frau Krauses nachvollziehbar macht.

In der auf die Eingangssequenz folgenden Erzählung schildert Frau Krause ihre Kindheit, die primären und auch die sekundären Phasen, Felder und Ebenen der Sozialisation, als außerordentlich glücklich, erfüllend und frei. Mit dem Begriff der Phase wird die Chronologie des Sozialisationsprozesses differenziert, die dieser mit einer entsprechenden Dominanz bestimmter Sozialisatoren in der familialen, der Bildungssozialisation und der Sozialisation des Erwachsenen bis zum Alter in der Regel aufweist (Helsper 1998: 76). Mit dem Begriff des Feldes wird die chronologisch zunehmende Komplexität des Prozesses erfasst, „[...] ist im Säuglingsalter die Familie das einzige Sozialisationsfeld mit umfassendem Einfluß, so nimmt die Zahl der Sozialisationsinstanzen im weiteren Lebenslauf zu und der Einfluß der einzelnen Felder ab“ (ebd.: 76). Der Begriff der Ebene differenziert schließlich die Rahmung, in die der

Sozialisationsprozess in einer bestimmten Phase und Dimension eingebettet ist (vgl. ebd.: 76). Mit ihm können die direkten und vermittelten Einbettungsebenen (Ebene 2 bis 4) des konkreten sozialisationsvermittelten Kompetenzerwerbs (Ebene 1) thematisiert werden. Grundsätzlich ist zum Verhältnis der Sozialisations Ebenen zueinander zu sagen, dass die höheren Ebenen einen Möglichkeitsrahmen bilden, „[...] ohne die darunter liegenden Ebenen zu determinieren“ (ebd.: 77). Diese Einschätzung entspricht einer *dynamischen* Sozialisations- theorie, die Sozialisations nicht im Sinne eines reproduktiven Integrationsmodells (vgl. Geulen 2005) einer nahtlosen Zusammenführung von Gesellschaft und Individuum versteht, sondern vielmehr grundsätzlich als Quelle von Innovation betrachtet, deren zentralen Generator man mit Ulrich Oevermann in der mit jedem Elternpaar gegebenen Rekombination zweier Herkunftsmilieus bestimmen kann (vgl. 2004).

Das die Herkunftsfamilie von Frau Krause einbettende und in ihr exemplarisch zum Ausdruck kommende Sozialisationsmilieu ist im Erzgebirge zu verorten und, wie sich schon in der Sequenzanalyse andeutete, handwerklich, ästhetisch-künstlerisch geprägt.

Frau Krauses Erfahrungen mit den Sozialisationsinstanzen waren beiderseitig positiv. Einerseits wurde sie von allen „immer geliebt“ (S. 1, Z. 45 im Interviewtranskript), andererseits brachte sie aber etwa auch dem Lehrer eine große Offenheit und Neugier entgegen. Für sie war es „[...] eine Offenbarung was der Lehrer erzählt hat“ (S. 2, Z. 3). Robert Kegan hat mit Bezugnahme auf die Bindungstheorie auf die Bedeutsamkeit des Zusammenwirkens von Sozialisator und Sozialisand für das Gelingen des sozialisatorischen Prozesses hingewiesen, den er als „natürliche Therapie“ (Kegan 2008: 331) thematisiert.

Ist die Bindung zwischen dem Säugling und der Mutter gelungen, kann man beim Kind eine Reihe von Verhaltensweisen beobachten [...], die auf die Mutter anziehend wirken – das Kind greift nach dem Kleid der Mutter, es sucht ihre Augen; bei der Mutter sieht man, daß sie auf diese Verführungversuche des Kindes eingeht und sich von ihm gewinnen läßt. Wo keine Bindung zustande kommt, fehlt eine oder beide dieser Voraussetzungen (ebd.: 166).

Dies lässt sich auch auf spätere Sozialisationsfelder übertragen. Es wird deutlich, dass der Sozialisationsprozess von Anfang an ein wesentlich dialogischer ist. Ihrer Schilderung zufolge ist es Frau Krause darüber hinaus auch schon sehr früh ohne größere innere Widerstände möglich, wie selbstverständlich, diszipliniert die von ihr geforderten Aufgaben zu bewältigen.

*Also ich hatte nicht das Gefühl, dass ich etwas machen musste, sondern das war so/ so mein Ordnungssinn, den ich von meinem Vater wahrscheinlich geerbt habe, dass das so sein musste (S. 2, Z. 14).*

Knapp und eindrücklich vermittelt sie auch, dass sie sich der Zuneigung des Vaters sicher war.

*Er war stolz, weiß ich, auf mich (S. 3, Z. 28)*

Der Vater, der von Beruf Böttcher war, wird mit Kriegsausbruch 1939 eingezogen und zunächst in Frankreich eingesetzt. Dort bekommt er die Ruhr und kann fortan nicht mehr als Frontsoldat eingesetzt werden. 1942 kommt er als Besatzungssoldat nach Russland. Das Kriegsende schildert Frau Krause als eine schwierige Zeit, die sie jedoch im Sinne eines Entwicklungsanreizes zu bewältigen vermag.

*... aber das war in der Situation /eh/ sind uns Kräfte zugewachsen, wo wir nicht wussten, woher (S. 5, Z. 34).*

Es folgte eine Zeit des Wartens und der Unsicherheit ob des Schicksals des Vaters, an dem sie sehr gehangen hat. Bei dem Versuch über die Tschechei zurückzukehren kommt er um, was für sie ein schwerer Verlust gewesen sein muss. Während Frau Krause ihren Vater zu Beginn sehr positiv erwähnt, taucht er im restlichen Interview überhaupt nicht mehr auf. Er scheint als eine *gute Beziehungserinnerung* verinnerlicht, sein Verlust durch Trauerarbeit im Sinne Freuds bewältigt worden zu sein. Über die Mutter, die anders als der Vater insgesamt auffällig wenig thematisch ist, sagt Frau Krause, sie sei mit den Kindern „alt geworden“ (S. 6, Z. 15).

Wie oben hervorgehoben, lässt sich bereits mit Blick auf die Sequenzanalyse sagen, dass von der Familienstruktur her die Großeltern die dominanten Sozialisatoren, die *eigentlichen Eltern* waren.<sup>2</sup> Die Elternschaft ist zwar formal existent, praktisch aber, wie in der Adressierungspraxis der Großeltern oben deutlich zum Ausdruck kam, kaum akzentuiert, so dass die Eltern eher wie Geschwister wahrgenommen wurden, die Generationendifferenz zwischen Eltern und Großeltern zusammenfällt.

Frau Krause lernt Klavier, Tanzen und dann zusätzlich Geige. Die Großmutter stößt hier die wichtigen biographischen Weichenstellungen wie die musikalische Ausbildung an, sie habe „immer die Ideen für die Familie“ (S. 1, Z. 22) gehabt. Es fällt auf, dass in Frau Krauses Umgebung hierfür auch viele Ressourcen vorhanden waren. Die Entscheidung etwa, dass sie weiter auf die Oberschule wechselt, ging dann nicht mehr von den Großeltern aus, vielmehr habe ihr Musiklehrer gesagt „Na, die muss auf die Oberschule“ (S. 2, Z. 32). Frau Krause profitierte von dem spezifischen Engagement der DDR in die Kunsterziehung (vgl. Kleßmann 2013: 414). Wie oben im Rahmen der Thematisierung der dialogischen Struktur des Sozialisationsprozesses bereits hervorgehoben wurde, muss Frau Krause etwas Gewinnendes gehabt haben. Die „haltenden Kulturen“ (Kegan 2008: 165), denen sie anvertraut wurde, haben sie immer auch weiter gefördert.

2 Bei den bäuerlichen Familien waren solche Strukturen im Übrigen durchaus Normalität. Es war meist ein langer Kampf bis der Hof überschrieben war, so dass die Nachfolger dann teilweise schon 50 Jahre alt waren. Von ihren Kindern wurden sie deshalb nicht als Autoritäten erlebt, sondern als Kinder ihrer Eltern, als Kinder der eigenen Großeltern.

Neben dieser musikalischen Ausrichtung ihres Lebens, lassen sich in ihrer Familie bereits Habituskomponenten identifizieren, die für ihre spätere Haltung und Lebensführung charakteristisch sind. In der retrospektiven Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus macht Frau Krause deutlich, dass in ihrer Familie eine nachhaltige Widerständigkeit gegenüber den Übergrifflichkeiten des Nationalsozialismus vorhanden war. Auf die öffentlichen Aufforderungen hin, nicht mehr bei Juden einzukaufen, habe etwa ihr Vater gesagt „Du kannst dort einkaufen gehen. Kein Problem, du gehst dorthin“ (S. 3, Z. 18). Es wurde sich also nicht opportun angepasst und weggesehen, ganz im Gegenteil.

*Wenn der Vater ...wenn er t//im Urlaub//zum Urlaub nach Hause kam, hat er immer eigentlich von der Bevölkerung gut erzählt, hat auch/ Fotos mitgebracht von Ghettos, wo Juden/ eingesperrt waren. Dann/ kriegten wir das auch/ als Kinder//als Kind kriegte ich das schon ein bisschen mit ((spricht leise)) (S. 4, Z. 18).*

Auch aktiv haben sich die Familienmitglieder immer wieder für Fremde und Benachteiligte eingesetzt. Und die Kinder bekamen das als prägende Erfahrung mit.

*Und Mutti//und er hat dann so/ aus Sperrholz solche kleinen Kästchen gezimmert und hat so Speck geschickt, und Eier eingepackt und/ und Mutti hat die gleichen Kästchen zurückgeschickt, die wollten Salz haben und Streichhölzer. Und dann hat sie Kinderhosen genäht und die haben wir auch hingeschickt und dadurch hatte mein Vater dort in dem Ort, wo er Besatzung war, hatte der/ gutes Ansehen und es ging ihm gut ((spricht laut)). Ja, also...ich weiß nur noch, das musste ja//die Streichholzschachteln wurden vollgestopft, dass die nicht//dass die einzelnen Streichhölzer nicht klapperten, das war alles sensationell für uns, ja? Und insofern war...im Nachhinein meine Kindheit/ interessant, vielfältig interessant (S. 4, Z. 16–26).*

Dieses Engagement seitens der Familie wird auch nach dem Krieg fortgesetzt.

*In dieser Zeit waren/ viele Fremdarbeiter//in Wünschendorf gab es so/ (Diedel/Biedel-Fabrik) hieß das, die haben so irgendwelche/ Maschinenzugs gebaut. Und meine Tante hat nun wiederum...viel/ so Brot mitgenommen, heimlich. Und hat das dort verteilt (S. 4, Z. 40).*

Man könnte von einem *gelebten, couragierten Gemeinwohlbezug* sprechen, der auch auf die Gefahr hin aufrechterhalten wird, von Institutionen her Nachteile zu erfahren. Frau Krause selbst spricht von einer „sozialen Schiene bei uns“ (S. 4, Z. 43). Wie sich später zeigt, bildet dieser sozialisatorische Hintergrund zeitlebens die Folie ihrer Normalitätsurteile. Am Beispiel ihrer Großmutter beschreibt Frau Krause auch sehr eindrücklich den Modus dieses Normalitätsurteils, das auch bei ihr habituell verankert und, wie in der Sequenzanalyse oben bereits deutlich wurde, mit Selbstvertrauen flankiert ist.

*Und unsere Oma ... Das das war/ auch nur vom Gefühl, nicht vom Verstand oder vom/ Intellekt, ja? Sondern nur das Gefühl“ (S. 3, Z. 45).*

*Dieses ... absolute Gefühl für/ Normalität (S. 4, Z. 5).*

Die Musik wurde für Frau Krause zum zentralen Motiv in ihrem Leben. Hervorzuheben ist, dass sie in ihrer musikalischen Karriere immer die Jüngste war. Sie war als Kind unter Erwachsenen. Auf diese Weise war sie musikalisch erwachsen, obwohl sie ein Kind war. Die Musik bestimmt dann den weiteren Lebensweg dominant, dass die anderen Lebensbereiche nur noch als mehr oder weniger starke Irritationen in Erscheinung treten.

Blickt man vor diesem Hintergrund auf die Gesamtbiographie, dann zerfällt Frau Krauses Leben in drei stark verschiedene Teile. Beeindruckend ist zunächst, wie oben bereits hervorgehoben wurde, ihre Schilderung der wunderbaren Kleinweltlichkeit ihrer als außerordentlich harmonisch, erfüllt und glücklich geschilderten Kindheit, in der sie die zentralen handlungsleitenden Momente ihres späteren Habitus erwirbt und in der die Unakzentuiertheit der Elterngeneration auffällt.

Was später das Unglück ihrer Biographie ausmacht, ist, dass sie keine Kinder bekommen kann. Das führt sie zurück auf die radioaktive Verseuchung von Aue Wismuth infolge des Uranabbaus. Faktisch ist sie operiert worden, als sie dann verheiratet war und es zum Problem wurde.

*Und dann hat unser Hausarzt... gesagt „Na ja... du warst so dünn, so klein, alles ein bisschen unterentwickelt, und dann diese/ lauter Be//diese Bestrahlung da“ (S. 8, Z. 41).*

Die erste Partnerwahl ist als sehr verunglückt zu bezeichnen. Ihr erster Mann verlässt sie auf sehr verletzend Weise.

*Und in der Verlobungszeit, in den zwei Jahren, kam ich eines Tages//ich bin dann immer hingefahren dann, habe da ja noch die Stelle gehabt, sagte dann/ die Schwiegermutter eines Tages zu mir „Na ja, also hm, du bist ja immer nicht da und/ das musst du schon verstehen“, also er hatte/ ein Kind von einer anderen Frau. ((seufzt)) Das war so der erste//das war so mein erster Mann, ja? [...] Also es war eine schlimme, ganz schlimme Zeit. Und/ Fazit, 57 bek//hat der jemand anderen kennengelernt und/ hat die Scheidung eingereicht. Und mit dem//mit der Begründung ich kriege keine Kinder, also wurde das auch stattgegeben (S. 9, Z. 10).*

Der zweite Mann, ein Geigenlehrer, der das eigentlich heilen sollte, ist ein noch größerer Fehlgriff. Er stellt sich später als notorischer Fremdgänger heraus und wird als Exhibitionist strafrechtlich verfolgt. Frau Krause schildert das alles nur ganz kurz, aber man kann davon ausgehen, dass das traumatisch war. Auffällig ist, wie wenig plastisch sie dieses zweite Leben mit den Katastrophen schildert. Es ist erklärungsbedürftig, warum eine ästhetisch so gesicherte Person, die in ihrem sozialisatorischen Milieu so gut verankert ist, sich in zwei Beziehungen so folgenreich vergreift. Die einzige greifbare Erklärung verweist auf die nicht vollgültig durchlebte Ödipalität. Zu dieser hätte gehört, exemplarisch die eigene motivationale Abgründigkeit erlebt zu haben. Frau Krause erscheint in ihrer frühen intellektuellen und ästhetischen Entwicklung und partnerschaftlichen Unbedarftheit hingegen mehr wie eine Kindfrau. Das kommt

auch darin zum Ausdruck, dass sie sich auch in der Retrospektive das katastrophale Scheitern ihrer ersten beiden Beziehungen nicht erklären kann.

Die dritte Beziehung ist dann schließlich eine Erlösung und damit beginnt ein neues Leben. Mit ihrem dritten Mann, der in Polen verheiratet war, führt sie dann eine sehr glückliche Beziehung. Das erklärt sich auch daher, dass er ihr habituell sehr ähnlich ist.

*[...] und wir waren im was//im Gespräch auf der gleichen/ Welle, was auch unsere Ansichten anging über Politik, über Leben, über Menschen (S. 16, Z. 7).*

Frau Krause bleibt das begabte Kind bis ins hohe Alter. Und ihre Lebensleistung ist es, dass sie sich das bewahren konnte und sie hat großes Glück gehabt, dass sie schließlich mit ihrem dritten Mann harmonisch glücklich leben kann. Diese Beziehung erscheint wirklich als eine gelungene.

*Ja, und /eh/ und das ist/ die glücklichste Zeit in meinem Leben (S. 16, Z. 30).*

Die Lesart des *begabten Kindes* darf nicht als Pathologie-Diagnose missverstanden werden. Vielmehr hat man hier eine Variationsmöglichkeit eines glücklichen Lebens vor sich.

## 4 Eine sozialisationstheoretische Perspektive auf das Leben in der DDR

Mittels des oben eingeführten Begriffs der Sozialisationsebene werde ich in der folgenden Betrachtung versuchen, ausgehend von der Biographie von Frau Krause einige sozialisationstheoretische Thesen zum Leben in der DDR herauszuarbeiten.

Christoph Kleßmann hat auf die Notwendigkeit hingewiesen, die beiden großen Transformationsbewegungen der DDR, die Teilung Deutschlands und die Auflösung der DDR unter Berücksichtigung der Rahmenbedingungen, vor dem Hintergrund des „[...] Ost-West-Konflikts“ (2013: 397), dem großen „Systemkonflikt“ (ebd.: 397), zu betrachten. Die ostdeutsche Geschichte nach 1945 bis zur Wende kann vor diesem Hintergrund in drei große Phasen eingeteilt werden, die Verschärfung der Systemkonfrontation im Kalten Krieg, dem schrittweisen Abbau und dem abrupten Ende dieses Konflikts (vgl. ebd.: 399).

Die erneute und rasche Durchsetzung der Herrschaft einer Monopolpartei sei nur mit Blick auf den Kalten Krieg erklärbar (vgl. ebd.: 410), der seinerseits als Phase der Verschärfung des Ost-West-Konflikts bestimmt werden kann. Neben der „Fusion von KPD und SPD zur SED“ (ebd.: 414) können die „Bodenreform“ und die „Verstaatlichung der Großindustrie“ als Vorstufen zur „Sowjetisierung des östlichen Teils Deutschlands“ (ebd.: 414) gelten.



Kleßmann bestimmt diese Vorstufen als „politische und sozialökonomische Struktureingriffe“ (ebd.: 414). In sozialisationstheoretischer Perspektive nimmt die DDR also zunächst auf den höheren Sozialisationsebenen Gestalt an. Hier sind auch die bereits erwähnten „beträchtlichen Bildungsinvestitionen“ (ebd.: 424) zu verorten, von denen auch Frau Krause profitiert.

In den 50er Jahren nimmt die Geschwindigkeit des Wandels zu.

Die 1952 begonnene Kollektivierung der privaten Landwirtschaft wurde im Frühjahr 1960 im forcierten Tempo zu Ende geführt, das Bildungswesen nach sowjetischem Vorbild umgeformt. Diese Tempobeschleunigung beim inneren Umbau der DDR trieb Hunderttausende in die Bundesrepublik (ebd.: 424).

Der Mauerbau muss vor dem Hintergrund der massiven freiheits- und innovationsfeindlichen Eingriffe als Maßnahme zur Verhinderung der Auswanderung der leistungstragenden, innovativen Kräfte des Landes gesehen werden.

Mit dem Mauerbau zog Ulbricht die Notbremse, um das wirtschaftliche Ausbluten der DDR durch Massenflucht zu verhindern (ebd.: 428).

Weil sich „im Schutz der Mauer“ (ebd.: 429) der SED-Staat stabilisieren, mit seinen spezifischen Maßnahmen *realisieren* konnte, kann der Mauerbau aus jeweils demselben Grunde einerseits als „heimlicher Gründungstag“ (D. Staritz) der DDR, andererseits als „Anfang vom Ende der DDR“ (ebd.: 429) bezeichnet werden.

Der Fall Krause ist in diesem Zusammenhang hinsichtlich einer weiteren zentralen Fragestellung der Study Group besonders aufschlussreich. Wie gehen die Bürger mit den beiden *großen DDR-Transformationen* um, der sukzessiven Einrichtung und der Auflösung der DDR im Zuge der Wende? Ich werde auf diese Frage in Form einiger sozialisationstheoretischer Schlussfolgerungen eingehen, anhand derer auch deutlich werden soll, inwieweit der Fall der Pianistin Krause verallgemeinerbare Charakteristika aufzeigt und wo an ihm als Kontrastfolie aufschlussreiche Differenzen herausgearbeitet werden können.

Mit Blick auf die institutionelle Ebene ist hervorzuheben, dass Frau Krause sich auch in ihrer musikalischen Ausbildung immer außerhalb der Institutionen der DDR zu bewegen versuchte. Immer nahm sie Unterricht außerhalb der institutionell vorgesehenen Weiterbildung. Sie machte das in Eigenregie und schildert diese Ausbildungsprozesse immer sehr aktivisch. Sie sagt dann etwa, *sie habe mit dem gearbeitet*, obwohl der Lehrer, den sie sich zwar ausgesucht hat, natürlich vielmehr *mit ihr gearbeitet* hat. Es wird deutlich, dass sie ihre eigene Weiterbildung wie selbstverständlich nach einem MeisterSchüler-Verhältnis organisiert hat. Die Institutionenwelt der DDR bleibt ihr dabei vollkommen äußerlich, sie perlt gleichsam an ihr ab. Durch ihre beeindruckende Resistenz bringt Frau Krause das *Eigenlogische der Sozialisation*, ein zentraler Fokus einer dynamischen Sozialisationstheorie, besonders deutlich zum Vorschein. Doch auch mit Bezug auf alle anderen Fälle, die die Study Group bisher

analysiert hat, kann man sagen, dass keine Biographie rein DDR-induziert, ausschließlich durch das System bestimmt, verlaufen wäre. Ausgehend vom Fall Krause lässt sich also verallgemeinernd sagen, dass die DDR-Transformationen nach den zwei genannten Seiten hin in den meisten Fällen zunächst so etwas wie eine Oberfläche bildeten, an die man sich zwar einerseits anpassen musste, durch die aber das Leben andererseits nicht wirklich bestimmt wurde. Das *eigentliche Leben* wurde auf diese Weise vor der DDR geschützt, so dass man diese Bewältigungsstrategie als *doppeltes Leben*<sup>3</sup> bezeichnen könnte.

Doch dieses *doppelte Leben*, das bei Frau Krause aufgrund ihres unerschütterlichen ästhetischen Habitus eine so anschauliche, gesteigerte Ausprägung erfuhr, zeigte bei vielen anderen jedoch zunehmend Erosionserscheinungen. Um die allmähliche Erosion dieser verbreiteten Bewältigungsstrategie zu erläutern sind zwei Einwirkungsweisen auf die unteren Sozialisations Ebenen zu unterscheiden, insofern sich das *doppelte Leben* vor allem gegenüber den *hemmend-einschränkenden* Einwirkungen seitens der oberen Sozialisations Ebenen als wirkungsvoll und beständig erwies. Von dieser Einwirkung ist eine *infiltrierende strukturverändernde* zu unterscheiden, der ungleich schwerer zu begegnen war und die mit einer gewissen Zeitverzögerung die Resistenzpotentiale nachhaltig zu erodieren begann.

Mit Blick auf die *hemmend-einschränkende* Einwirkung seitens der oberen Sozialisations Ebenen, kann hervorgehoben werden, dass die DDR das Innovationspotential der unteren Sozialisations Ebenen nicht zu nutzen vermochte.<sup>4</sup> Die DDR scheint in dieser Hinsicht von Beginn an eine starre Gesellschaft gewesen zu sein, die des Mauerbaus bedurfte, um seiner *dynamischen* Bürger nicht gänzlich verlustig zu gehen. Dieses starre Verhältnis der Sozialisations Ebenen kommt etwa auch in der Absenz eines Äquivalents zur Studentenbewegung in der BRD zum Ausdruck.

In der DDR hat es ein vergleichbares Phänomen nie gegeben. Für die Entwicklung des politischen Bewusstseins hatte das gravierende Auswirkungen. Obrigkeitsstaatliche Traditionen blieben so unter den Bedingungen eines diktatorischen Systems ungebrochener und länger wirksam (Kleßmann 2013: 463).

Ein Beispiel für die auch über den privaten Bereich hinaus verbreitete Bewältigungsstrategie des *doppelten Lebens* findet sich in Hans-Dieter Schmidts Untersuchung zu den *Erziehungsbedingungen in der DDR*. Es zeigt, auf welche Weise man sich der Vorgaben seitens der oberen Sozialisations Ebenen zu erwehren versuchte.

- 3 Den Begriff des *doppelten Lebens* hat Ulrich Oevermann in den Fallanalysen der Study Group wiederholt verwendet.
- 4 Gesellschaften lassen sich also auch danach unterscheiden, wie stark sich in ihnen die unteren Sozialisations Ebenen den oberen anpassen müssen bzw. wie flexibel und damit innovationsoffen sich die oberen den unteren Sozialisations Ebenen gegenüber erweisen.

Die Schwerpunkte und Hauptlinien der offiziellen DDR-Erziehung wurden von den Bildungspolitikern und -funktionären der Abteilung Volksbildung beim ZK der SED und des Ministeriums für Volksbildung vorgegeben (Wiegmann 1993) [...]. Ihre „Befehle“ erreichten die Adressaten – Schulräte, Schulleiter, Leiter Pädagogischer Kabinette usw. – auf dem hierarchisch strukturierten Dienstweg, der nicht ausschloß, sie auf dieser oder jener Stufe unterschiedlich auszulegen. Aus diesem Grunde (und wegen allenthalben funktionsschwacher Kontrollinstanzen) vermochten sich viele Weisungen »von ganz oben« auf den „unteren“ Ebenen nicht durchzusetzen. Die stärkste Filterung (in der Regel in Gestalt einer Abschwächung) erfolgte dort, wo der Erzieher in Kontakt mit den Heranwachsenden trat (Schmidt 1996: 42).

Im Gegensatz zur *hemmend-einschränkenden* Einwirkung der oberen Sozialisationsebenen hatte die *infiltrierend strukturverändernde* Einwirkung nicht lediglich einen *von oben* begrenzenden Charakter. Vielmehr drang sie strukturverändernd in die unteren Sozialisationsebenen ein und beschädigte auf diese Weise ihr naturwüchsiges Autonomie-, Gestaltungs- und damit auch Resistenzpotential. Einerseits machte sich diese Einflussnahme im Vergleich verzögert bemerkbar, andererseits trug sie aber wesentlich dazu bei, dass sich das übergreifige Verhältnis der Sozialisationsebenen in die Tiefenschichten der elementaren Formen sozialen Lebens einprägen konnte. Diese verzögerte Tiefenwirkung lässt sich darauf zurückführen, dass man diesem infiltrierenden Einfluss nicht gleichermaßen gerichtet begegnen konnte und dass er sich über die allmähliche Transformation der Bewältigungsinstanz selbst, die Paar- und Familieninteraktion, vollzog. In der Folge soll diese infiltrierend strukturverändernde Einflussnahme auf die unteren Sozialisationsebenen kontrastiv und systematisierend weiter erläutert werden.

In den 60er und 70er Jahren fand ein forcierter Ausbau von Kinderkrippen und Kindergärten statt (vgl. Kleßmann 2013: 450). Nagel und Riemann heben in diesem Zusammenhang die sich eröffnenden Möglichkeiten der direkten Habitusformung des Sozialisanden hervor. Dies könnte im Kontrast zur Einwirkung auf die Sozialisationspraxen als eine dritte Einwirkungsweise begriffen werden.

Die Errichtung des Herrschaftsverhältnisses als gesamtgesellschaftliche Praxis und kollektive Praktiken erfolgt u.a. über die frühe Herausnahme der Kinder aus der Familie und die Formierung des Habitus durch die lückenlose ganztägige Versorgung mit Erziehung und Bildung in den Sozialisationsinstanzen, in denen Verstöße gegen das kollektivistische Normbewusstsein, die Diskursordnung und ihre kollektiv verbindlichen Schematisierungen durch Entzug von Begünstigungen bzw. durch Diskreditierung und Ausgrenzung sanktioniert werden (in diesem Band).

In diesem Zusammenhang ist auch die „Jugendweihe“ zu erwähnen, ein staatlich initiiertes Initiationsritus, der unter Walter Ulbricht praktisch zu einer Zwangsveranstaltung wurde. Schmidt weist auf den historischen Entwicklungstrend „im offiziellen Erziehungsverständnis der DDR [...]“ hin, der „[...]“ auch im Gefolge der poststalinistischen Sowjetisierung – eine realitätsblinde normative, autoritäre Indoktrinationspädagogik“ (1996: 20) hervorbrachte.

Im Kontrast zu Nagel und Riemann, die die frühe Normenvermittlung im Blick haben, möchte ich mit dem Begriff der *infiltrierend strukturverändernden Einflussnahme* den Einfluss der institutionellen Maßnahmen auf die innere Struktur der unteren Sozialisierungsebenen, der konkreten primären Sozialisationspraxen erfassen, durch den deren relative Geschlossenheit und das Resistenzpotential gegenüber den höheren Sozialisierungsebenen von innen her geschwächt wurden.

Wie veränderte sich die Struktur der unteren Sozialisierungsebenen? Für eine erste Annäherung bietet sich eine von Fritz Schütze in der Study Group eingeführte Charakterisierung an. In mehreren Fallanalysen der Study Group hat Schütze die Sozialisationskultur der DDR als familialistisches System charakterisiert. In diesem sei alles *schön ordentlich*, alles *schön solidarisch* gewesen. Man konnte sich wechselseitig, man konnte am Wochenende in der Gartenlaube sitzen. Man hatte die Plattenbauten, die so angelegt waren, dass man Innenräume hatte, wo man sich treffen konnte, wo die Kinderkommunikation gewährleistet war.<sup>5</sup>

Die Charakterisierung der Sozialisationskultur der DDR als familialistisch soll nun weiter theoretisch differenziert werden. Mit Robert Kegan lassen sich drei Funktionen von Sozialisationsinstanzen differenzieren, das *Halten*, das *Loslassen* und das *Dabeibleiben* (Kegan 2008: 333). Diese Funktionen setzen einander in der genannten Reihenfolge voraus und es ist förderlich für die Entwicklung des Sozialisanden, wenn sie in der genannten Abfolge jeweils voll ausgebildet werden und einander ablösen, die untere der nächsthöheren zur rechten Zeit Platz macht. Im Anschluss an Talcott Parsons lässt sich darüber hinaus zeigen, dass sich Sozialisationsinstanzen in der Regel einerseits der Entwicklungsphase und den Potentialen des Sozialisanden anschmiegen, indem sie zunächst Elemente vorausgehender Sozialisationsinstanzen integrieren und damit den Übergang abmildern, andererseits überfordern sie den Sozialisanden aber gleichzeitig immer auch strukturell durch ihre für diesen neue spezifische Charakteristik und erzeugen dadurch Entwicklungsaufgaben. Im Sinne eines Brückenbaus repräsentiere etwa die Lehrerin in der Gemeinschaftserziehung die „Kontinuität der Mutter-Rolle“ (Parsons 1968: 177), wobei es gleichzeitig wichtig sei, „[...] daß die Lehrerin für ihre Schüler keine Mutter ist, sondern auf universalistischen Normen und unterschiedlicher Belohnung von Leistun-

5 In unseren Fallanalysen sind wir in Äußerungen der Interviewees über ihre Lebenspartner wiederholt auf zynisch entwertende Äußerungen gestoßen, die auf eine Erosion dieser elementaren Formen sozialen Lebens hinweisen. Dafür spricht auch der auffällige entfremdende Import bereichsfremder sprachlicher Versatzstücke in die private Kommunikation, die auf eine mangelhafte Grenzziehung hinweist. Die sozialisationstheoretische Dramatik dieser Daten rührt daher, dass die Paarbeziehung und die aus ihr hervorgehende Familie die Keimzelle dynamischer Sozialisation bildet. Eine These, die ich hier als Frage formulieren möchte, ist, ob sich die in dem genannten entwertenden Zynismus zum Ausdruck kommenden Aggressionen nicht eigentlich gegen die Strukturveränderungen richten, in dieser unproduktiven Adressierung aber die Autonomie der unteren Sozialisierungsebenen nur weiter schwächen.

gen bestehen muß“ (ebd.: 177). Sozialisationsinstanzen zeichnen sich in der Regel also durch eine Koexistenz mildernder, Brücken bauender und strukturell überfordernder Merkmale aus, wobei sie die mildernden Elemente in der Regel im Verlauf des Aneignungsprozesses sukzessive abbauen, wodurch eine Widerständigkeit im Sinne eines Entwicklungsansporns für den Sozialisanden aufrecht erhalten wird.

Neben der repressiven sozialisatorischen Einflussnahme von oben, zeichnete sich die Sozialisationskultur der DDR also bis in die Architektur hinein dominant durch einen *haltenden* Charakter aus, ohne die ablösungs- und entwicklungsfördernden Funktionen des *Loslassens* und das die explorative Integration neuer Erfahrungen begleitende *Dabeibleiben* zu akzentuieren. Die Koexistenz sowohl mildernder und überfordernder Strukturmerkmale war zugunsten der *entgegenkommenden* Merkmale in Ungleichgewicht.

Mit Blick auf die Wende als der *zweiten DDR-Transformation* lässt sich annehmen, dass sich in der Folge eines gleichsam fatalen Zusammenspiels dieser *von oben einschränkenden* und der *von unten strukturerozierenden* Einwirkungen jene Mentalitätsformierung vollzogen zu haben scheint, die

Alheit, Bast-Haider und Drauschke in ihrer Studie über *Biographien und Mentalitäten Ostdeutschland* als „zögernde Ankunft im Westen“ fokussiert hat (2004). Mit Kleßmann lässt sich die *einschränkende sozialisatorische Wirkung von oben*, der mit der Strategie des *doppelten Leben* begegnet wurde, nochmals vergegenwärtigen.

Es gab aber wegen der Mauer auch, vor allem in der letzten Phase der DDR, einen fatalen Prozeß der Gewöhnung an das Unvermeidliche und einen verstärkten Rückzug ins Private, dem die Partei erfolglos durch immer neue Mobilisierungsoffensiven entgegenzutreten versuchte. Dieser Rückzug schuf ein verständliches, aber in seiner Wirkung schlimmes politisches Phlegma, einen Verlust von öffentlicher Initiative und gesellschaftlicher Kreativität (Kleßmann 2013: 430).

Die infiltrierende strukturerozierende sozialisatorische Wirkung scheint sich hier nun auf eine spezifische Weise eingefügt zu haben. Die oben skizzierte Situation war einerseits „[...] natürlich für die Betroffenen in erster Linie eine deprimierende Grunderfahrung gewesen, zugleich hatte sie aber ihre bequemen Seiten. Eben hieraus resultiert ein Großteil der Umstellungsprobleme nach der Vereinigung“ (ebd.: 430). Diese Bequemlichkeiten listet Schmidt in folgender Übersicht anschaulich auf.

Nachdem die gravierenden ökonomischen Engpässe der frühen Aufbaujahre überwunden waren, kamen Eltern, Alleinerziehende und Kinder in den Genuß einer Sozialpolitik, die ihnen in den 80er Jahren u.a. folgende Vergünstigungen bescherten:

- Bezahlbare Mieten,
- Niedrigpreise für Kinderbekleidung und Kinderliteratur,
- eine kostengünstige Kita-, Schul- und Hortspeisung,

- einen sehr hohen Versorgungsgrad bezüglich Krippen- und Kindergartenplätzen, großzügige Ferienplatz- und -betreuungsangebote,
- breite Angebote sinnvoller, interessenfördernder Freizeitgestaltung mit niedrigem Entgelt (z.B. in Volksmusikschulen, Pionierhäusern, Jugendclubs),
- ein voll entlohntes „Babyjahr“ und
- der Erhalt des Arbeitsplatzes im Falle der Eigenbetreuung von Kleinkindern (1996: 23).

Kleßmann hebt hervor: „Von der Sozialpolitik bis zum Wissenschaftsbetrieb – überall war der »vormundschaftliche Staat« (Rolf Henrich) prägend, er zeigte dem Bürger den »richtigen Weg«, er warnte oder griff zur Gewalt, wenn dieser vom Pfad der sozialistischen Tugend abweichen wollte, aber er sorgte zugleich für ihn von der Wiege bis zur Bahre“ (2013: 430).

Es wurde also nicht nur *von oben* ideologisch-institutionell eingeschränkt, sondern auch gleichsam unmerklich *von unten* zur Herausbildung einer krisenvermeidenden, primär an der Eigengruppe orientierten, umsorgten Haltung *eingeladen*, die, wie oben bereits hervorgehoben, den späteren Umgang mit den auf die Wende folgenden Transformationen erheblich erschwert.

Der nahezu vollständige Wegfall dieser Vergünstigungen im Vollzug des Abbaus des bundesdeutschen Sozialstaates nach der gesellschaftlichen Wende dürfte – neben der Arbeitslosigkeit – die entscheidende Ursache dafür sein, daß Resignation, Unsicherheit und Perspektivlosigkeit zu dominierenden Befindlichkeiten vieler Bundesbürger in den neuen Ländern wurden (Schmidt 1996: 23).

Die Folge war in der Tendenz eine *Verbildung des Sozialisanden* hin zu einer risikoscheuen und folglich immobilen Stützbedürftigkeit. Frau Krause bringt diese idealtypische Tendenz der beschränkend-versorgenden Sozialisationskultur der DDR mit der folgenden Metapher sehr treffend auf den Punkt, wobei zugleich deutlich wird, warum sie selbst resistent geblieben ist. In einer der zahlreichen Konfrontationen, die sie sich im Laufe ihres Lebens in der DDR erlaubt hat, sagt sie einmal zum Chef der Musikschule:

*Wissen Sie, wir sind Stallhasen. Uns sind /eh/ viele Instinkte abhanden gekommen, die man als/ freilaufender Hase/ in der freien Welt braucht [...] Als Stallhase/ wartet man nur immer auf das Futter, dann wird wieder zugesperrt (S. 17, Z. 25).*

## Literatur

- Alheit, Peter/Bast-Haider, Kerstin/Drauschke, Petra (2004): Die zögernde Ankunft im Westen. Biographien und Mentalitäten in Ostdeutschland. Frankfurt/New York: Campus.
- Geulen, Dieter (2005): Subjektorientierte Sozialisationstheorie. Sozialisation als Epigenese des Subjekts in Interaktion mit der gesellschaftlichen Umwelt. Weinheim und München: Juventa.

- Helsper, Werner (1998): Sozialisation. In: Krüger, Heinz-Hermann/Helsper, Werner (Hrsg.): Einführung in Grundbegriffe und Grundfragen der Erziehungswissenschaft. Opladen: Leske und Budrich, S. 71–81.
- Kegan, Robert (2008): Die Entwicklungsstufen des Selbst. Fortschritte und Krisen im menschlichen Leben. München: Kindt.
- Kleßmann, Christoph (2013): Teilung und Wiederherstellung der nationalen Einheit (1945–1990). In: Ulrich, Hermann (Hrsg.): Deutsche Geschichte. Stuttgart: Reclam.
- Oevermann, Ulrich (2004): Sozialisation als Prozess der Krisenbewältigung. In: Geulen, Dieter/Veith, Hermann (Hrsg.): Sozialisationstheorie interdisziplinär. Aktuelle Perspektiven. Stuttgart, S. 155–183.
- Parsons, Talcott (1968): Sozialstruktur und Persönlichkeit. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt.
- Schmidt, Hans-Dieter (1996): Erziehungsbedingungen in der DDR: Offizielle Programme, individuelle Praxis und die Rolle der Pädagogischen Psychologie und Entwicklungspsychologie. In: Trommsdorff, Gisela (Hrsg.): Sozialisation und Entwicklung von Kindern vor und nach der Vereinigung. Opladen: Leske und Budrich, S. 15–173.